

Glaube ist ein Kind, das wächst

Als Sechsjähriger glaubte ich, mein roter Lieblings-Pullover würde schrumpfen. Bis ich irgendwann herausfand, dass ich es war, der größer und größer wurde. Der Pullover bekam Löcher und landete im Müll. Ich bekam einen neuen Pullover, der kratzte. Dafür passte er. Zur Zufriedenheit meiner Eltern. Überhaupt bekam ich von den Eltern oft gesagt, dass ich mich mehr anpassen solle an das, was gilt. In unserem kleinen, bayrischen Dorf galt die Kirche. Ich hatte keine Wahl. Der katholische Glaube wurde mir als Kind über den Kopf gestülpt wie ein Eimer Wasser. Eiskalt. Religiöser wurde ich dadurch nicht. Nur wütend. Ich hatte kein Problem mit Gott. Wieso sollte ich ihn fürchten und um Erlösung bitten. Mein Problem waren die Erwachsenen um mich herum, die glaubten, alles über das Leben zu wissen und mich damit erschlagen zu können. Sie nannten das Erziehung.

Mein Gott, wenn es dich gibt, erlöse mich von diesen Erwachsenen! Das wäre mein einziges Gebet gewesen, wenn ich eins gesprochen hätte. Hab ich aber nicht. Ich schwieg, um nicht weiter aufzufallen. Hätte mich damals jemand gefragt, ob ich an Gott glaube (was nie passiert ist, weil sowieso jeder davon ausging) hätte ich inbrünstig „Nein“ gerufen, aus reiner Revolte, allein, weil ich mit dem, was mir vorgelebt wurde, nichts zu tun haben wollte. Mir fehlte die Wahrheit darin. Die Wahrheit ist kein Glaube. Kein sinnentleertes Gebet, das man aufsagt, um es aufgesagt zu haben. Die Wahrheit ist die ganze Wirklichkeit eines Menschen, die Art, wie er denkt, wie er fühlt, wie er sich bewegt, der Rhythmus seines Atems.

Ich wußte als Kind nicht, was „göttlich“ bedeuten soll, aber das mindeste, was ich mir darunter vorstellte, war ein atembares Leben, ein ehrliches Leben, ein freies Leben. Und wenn ich allein im Wald unterwegs war, kannte ich dieses Leben, in dem man frei atmen konnte. Es waren die Augenblicke des Einklangs mit etwas so Unermesslichem, das zugleich so wie ich selbst war. Und dennoch gab es kein „selbst“ darin. Es war, als pulste die Welt und es war alles vollkommen in diesen Augenblicken, vollkommen einfach und natürlich. Keine Trennung, nirgends. Ein Kind ist ein Kind. Es nascht. Es lacht. Es schaut. Es spielt. Es wächst. Es wildert.

Meine Eltern konnten damit nichts anfangen. Das Nichtgezühmte in mir erregte ihre Aufmerksamkeit oder besser gesagt: ihren Widerwillen, ihren Zorn, ihre Angst. Sie glaubten, meine Wildheit, dieses heiliges Sein ohne Normen müsse gebändigt, eingeengt und am besten völlig zerschlagen werden, da ich offenbar schwer zu bändigen war, und letztendlich sind alle Kinder schwer zu bändigen. Gott sei Dank. Ist dieser wilde Ungehorsam nicht der Urgrund des Seins? Oder anders gefragt: Ist Gott nicht auch nur ein Kind, das barfuß läuft und sich nicht fügt?

Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber der Gedanke gefällt mir. Meinen Eltern hingegen gefiel ganz und gar nicht, was ich so dachte und wohin ich mich entwickelte. Das führte zu gewaltigem Unfrieden, der sich immer weiter aufbaute, bis in unserem geräumigen Einfamilienhaus kein Platz mehr für mich war. Irgendwann tauchte die Frage auf: Wohin gehöre ich, wenn ich nicht zu meinen Eltern gehöre? Wenn mir Vater und Mutter auch das Leben ermöglicht haben, mich damit auch auf meinen Weg gebracht haben, waren ihre Engstirnigkeit, ihr Unfrieden und ihre Angst zwar Teil meines Lebens, aber sie waren nicht mein Ich, sie waren nicht *mein* Leben. Das muss ich tatsächlich schon früh verstanden haben, ohne dass ich es genau benannt hätte. Aber es arbeitete in mir, verschaffte mir eine andere Art zu atmen, eine andere Luft, in der die Autonomie heranwuchs wie ein kleiner Baum, der langsam und beständig seine Wurzeln in die Dunkelheit der Erde rammte. Und von dort aus weiter wuchs, dem Leben entgegen. Der Seele zuliebe.

Mit Seele meine ich den innersten Kern unserer Lebendigkeit und Liebe, die uns auf den Weg bringt, in Bewegung hält, zu anderen Ufern und neuen Menschen schickt und die keiner Institution gehören kann.

Simone Weil sagte einmal, ein Mensch könne zuweilen seine Seele finden, wenn er mit sich zu Rate gehe und versuche, ohne Hilfe von Göttern oder Menschen dem Schicksal ins Auge zu sehen. Das tat ich. Das tue ich bis heute. Und darum bin auch nicht bereit, zu behaupten, meine Kindheit wäre schlimm gewesen, schuld daran, dass ich heute nicht so bin wie ich gern wäre. Das ist Schwachsinn. Kein Leben ist perfekt und auch keine Kindheit. Meine Kindheit war gut genug. Und wer weiß, vielleicht war sie gerade das Beste, was mir zustoßen konnte.

So lernte ich als von den eigenen Eltern alleingelassenes Kind schon bald in meinem Leben etwas Wesentliches, in allem Lebendigen das Atmende zu sehen und jenseits von Gesellschaft und Religion zu fühlen - und im Grunde kann niemand in diesen Kategorien fühlen, man kann sich nur damit arrangieren, indem man eine bestimmte Rolle erfüllt, sich in ein viel zu kleines Korsett zwingt.

Immerhin, die äußere Enge der Kindheit hat mir geholfen, eine innere Weite zu entdecken und Zugehörigkeit für mich neu zu definieren, neu zu fühlen, wer ich selbst bin und sei möchte - jenseits von kollektiven Zuweisungen, Ideen und Ideologien. Hätte ich zu meinem alten Selbst wie zu meinen Eltern gehört, wäre ich nie Schriftsteller geworden. Das Sprechen und Widersprechen wurde mir in entscheidenden Momenten der Selbstermächtigung von meinen Eltern verboten. Aber gerade das Verbot baute eine starke Brücke zu der Kraft meiner jetzigen Sprache. Hätte ich schon immer zu denen gehört, zu denen das Leben mich am Anfang meines Lebens gestellt hat, wäre ich vielleicht nicht mehr am Leben, jedenfalls nicht mehr am Leben in einem Leben, das mein eigenes ist.

Das ist lange her. In meiner Erinnerung bin ich ein Mensch, der lange im Schweigen das Sehen geübt hat, bevor er über das Geschehene sprechen konnte. Nun schreibe ich über das, was ich sehen kann, um der Versteinerung, die durch Ideologien entsteht, der Versteinerung, die den Menschen von sich selbst wegbringt, etwas Inneres und Uneinnehmbares entgegensetzen - meinen Glauben.

Wie „Liebe“, „Gott“, „Glück“ und so viele andere Begriffe bedeutet auch das Wort Glaube für unterschiedliche Menschen Unterschiedliches. Für mich liegt im Glauben die Kraft, aus einem roten Pullover herauszuwachsen, überhaupt aus allen Identitäten, die man sich im Laufe der Zeit anlegt.

Ja, Glauben hat mit Wachstum zu tun, damit, ein anderer Mensch zu werden, jemand, der etwas riskiert und über das Bekannte hinausgeht, jemand, der nicht nur sich selbst sieht, sondern in sich etwas Größeres. Ehrlich gesagt, ich finde nichts langweiliger als eine Welt, in der nur das Sichtbare zählt, und nichts trauriger als einen Menschen, der nichts mehr glauben kann, weil er alles schon zu wissen meint.

Mein Glauben ist nicht fundamental. Er lehrt mich, ohne Überzeugungen, aber mit immer wieder neu errungener Offenheit zu leben.

Glaube heißt, auf die Zukunft setzen, auf meine Wünsche und Sehnsüchte, auf die Möglichkeit, dass ein offenes Herz und Ungewissheit besser sind als Trübsinn und Sicherheit. Glauben ist gefährlich, und doch ist er das Gegenteil von Angst und Furcht, da es eben heißt, etwas riskieren.

Ich sage das alles, weil Glauben nicht wie ein Lotterielos ist, das man einmal ausfüllt und sich dann auf's Sofa setzt und wartet. Ich sage es, weil der Glaube eine Axt ist, mit der man in Ausnahmesituationen die Tür einschlägt: weil der Glaube einen durch die Tür nach draußen stoßen

sollte, denn wir werden alles, was wir haben, brauchen, um die Zukunft wegzulocken von endlosen Kriegen, von der Vernichtung all der Schätze unserer Erde, und von der Bequemlichkeit der Menschen.

Glauben bedeutet, dass eine andere Welt möglich sein könnte, doch es ist kein Versprechen, keine Garantie. Glaube verlangt nach Taten. Darum ist er nichts für die Faulen und Weltabgewandten. Glaube ist keine Flucht vor der Welt, sondern die Liebe zu ihr. Manche sagen, es falle ihnen immer schwerer, die Welt zu lieben. Ich verstehe. Aber Liebe hat nichts mit unseren Erwartungen zu tun. Sie ist eine Umarmung der essentiellen Unbegreiflichkeit der Welt, der Brüche mit der Gegenwart, der Überraschungen. Und sie ist nicht blind. Im Gegenteil, sie hilft uns weiter zu sehen, weit über sämtliche Kriege, Katastrophen und Konflikte hinaus. Mit der Liebe wächst die Kraft, das Abgründige zu sehen und die Verstörung auszuhalten.

Was ich sehe, ist nicht alles schön. Es gibt Kriege und wird sie weiter geben. Die Erde wird sich erwärmen, Tier- und Pflanzenarten werden aussterben, aber wie viel Kriege es gibt, wie warm es wird und was überlebt, hängt davon ab, ob wir handeln. Glauben bedeutet zu handeln. Ein gemeinnütziges Handeln ohne Glauben ist unmöglich. Wir werden lernen müssen, die Spannung zwischen unseren Wünschen und der Wirklichkeit zu halten, und den Glauben zu halten, womit ich nicht nur den religiösen Glauben meine. Wach bleiben. Sich in der Gegenwart halten, das ist eine ewige Übung. Das Ungreifbare für greifbar halten. Einander halten. Nicht abfallen vom Glauben an die Kraft des Miteinanders, an die Güte, die Freude, die Liebe - die Demokratie. Denn es ist trotz der Spannung, in die wir gestellt sind, ja alles da. Wir müssen nicht warten. Wir können all das Gute auch jetzt leben. Wer möchte, kann das Wort „gut“ an dieser Stelle gern gegen „Gott“ tauschen, aber nur, wenn es ihn oder sie frei atmen lässt. Sonst ist es das falsche Wort. Überhaupt ist alles, was uns nicht frei atmen lässt, ein fauler Kompromiss. Glauben ist eben keine Liebe, die sich ins Schwelgen über Sentimentalitäten und Sinnlichkeit versteift, sondern ein tiefgründiger und sich selbst anbietender Ausdruck unserer Freiheit. Sollte unsere Welt auch nur im Kleinen Richtung Güte und Gewaltlosigkeit verändert werden können - und daran glaube ich fest -, dann nur von Menschen, die ihre eigene Befreiung als Teil einer größeren Freiheit verstehen, die mit allem verbunden ist, was lebt, atmet und fühlt.

Manchmal fühle ich mich allein in der Dunkelheit. Aber mein Glaube zündet mir ein Licht an. Und dann brenne ich und erkenne, dass selbst das derzeit erblickte Böse auf das Gute verweist. Und das Gute lebt in jedem Einzelnen, es fordert uns auf, nicht zu versteinern. Mein Gott, daran habe ich immer geglaubt, daran glaube ich heute mehr denn je. Unsere Gesellschaft ist wie ein roter Pullover. Sie verändert sich nicht. Nur Einzelne verändern die Welt. Nur Einzelne können daran glauben, dass es sich lohnt, auf Kriege zu verzichten und der Welt etwas zu geben - die eigene Liebesfähigkeit.

Ich glaube das alles, weil ich es gelebt habe und ich habe es gelebt, weil ich ein Schriftsteller bin. Seit gut 30 Jahren sitze ich allein an meinem Schreibtisch und suche Wörter für das, was ich fühle. Und wenn ich die Wörter zu sinnvollen Sätzen zusammenbekomme, dann schicke ich sie irgendwo hin. Viele Jahre meines literarischen Lebens machte es kaum einen Unterschied, ob ich etwas in den Papierkorb warf oder es veröffentlichte, doch in den letzten Jahren ist meine Arbeit auf Resonanz gestoßen. Das tut gut. Musiker und Tänzer treten vor ihrem Publikum auf und bildende Künstler können es heimlich beobachten, doch Lesen ist genauso privat wie Schreiben. Oder Beten. Schreiben ist einsam, es ist ein intimes Gespräch mit den Toten, mit den Ungeborenen, mit den Abwesenden, mit Gott, mit den Lesern und Leserinnen, die es vielleicht nie geben wird, und die, selbst wenn sie einen lesen, es erst Wochen, Jahre, Jahrzehnte später tun werden. Ein Essay, ein Buch, ist ein Beitrag zu einem langen Gespräch, das man Kultur oder Geschichte nennen könnte:

man antwortet auf etwas oder hinterfragt etwas, über das vielleicht schon lange Schweigen herrscht, und die Reaktion auf diese Worte kommt vielleicht erst, wenn man schon lange nicht mehr da ist, das heißt, sie kommt einem vielleicht nie zu Ohren. Macht nichts. Denn im Glauben geht es nicht um das Ziel, sondern darum, loszugehen und immer weiter zu gehen, solange man die Kraft dazu hat. Man schreibt Bücher. Man pflanzt Apfelbäume. Man streut Samen. Vielleicht fressen die Ratten sie, vielleicht verrotten sie. Ich habe gehört, dass in Kalifornien manche Samen jahrzehntelang ruhend im Boden liegen, da sie erst nach einem Feuer zu keimen beginnen, und dann erblüht eine verbrannte Landschaft, manchmal in unglaublicher Schönheit.

Wie gesagt, nicht alles, was ich sehe, ist schön. Und doch ist die Welt eine unerschöpfliche Gelegenheit, um aus alten, roten Pullovern herauszuwachsen. Ich sehe Berge an Altkleidern vor mir, Berge an Plastikmüll, Berge an Kriegstoten, Butterberge, Bücherberge, Gebirge voller Äpfel und voller Menschen, die versuchen, die Welt zu verändern und die Wahrheit zu sagen. Irgendwann sind das hier vielleicht alles einmal Ruinen, über die die Störche hinwegziehen, doch heute ist es noch ein Platz, an dem die Geschichte sich weiter und weiter entfaltet. Und heute ist auch der Tag der Schöpfung.